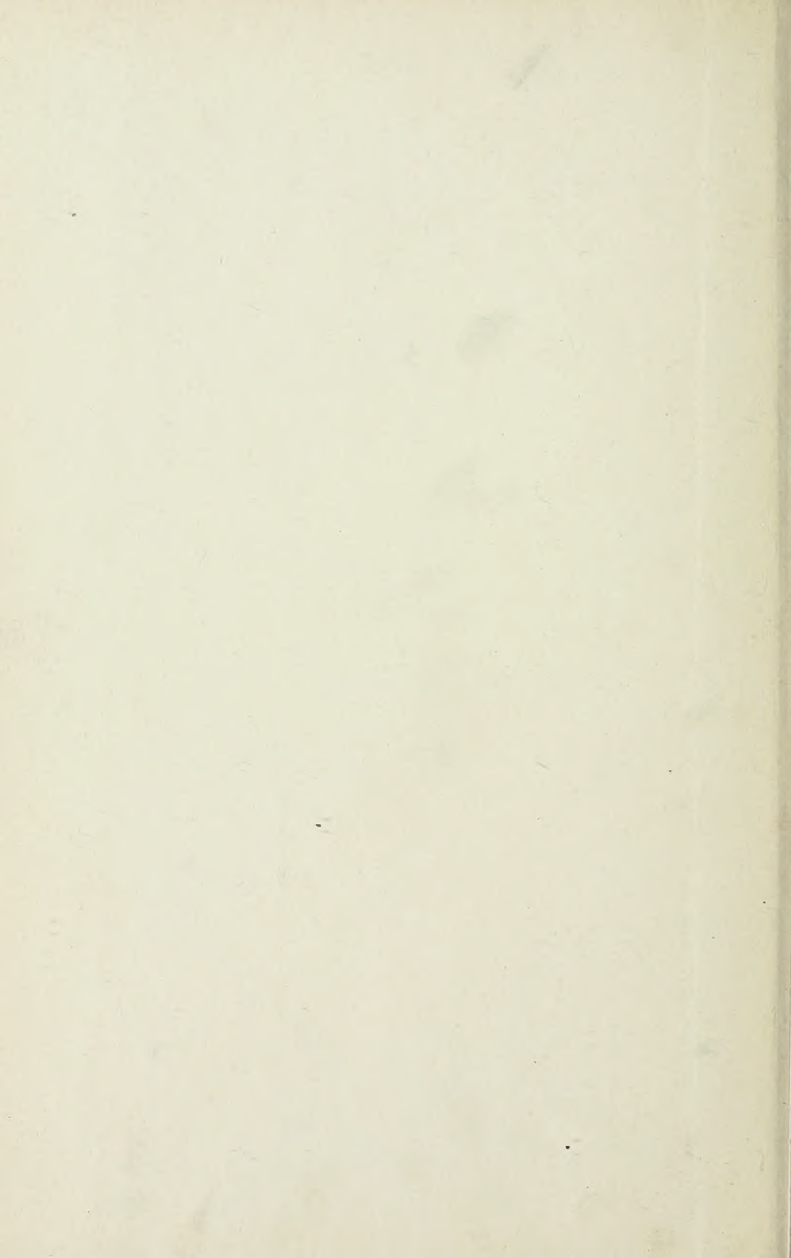
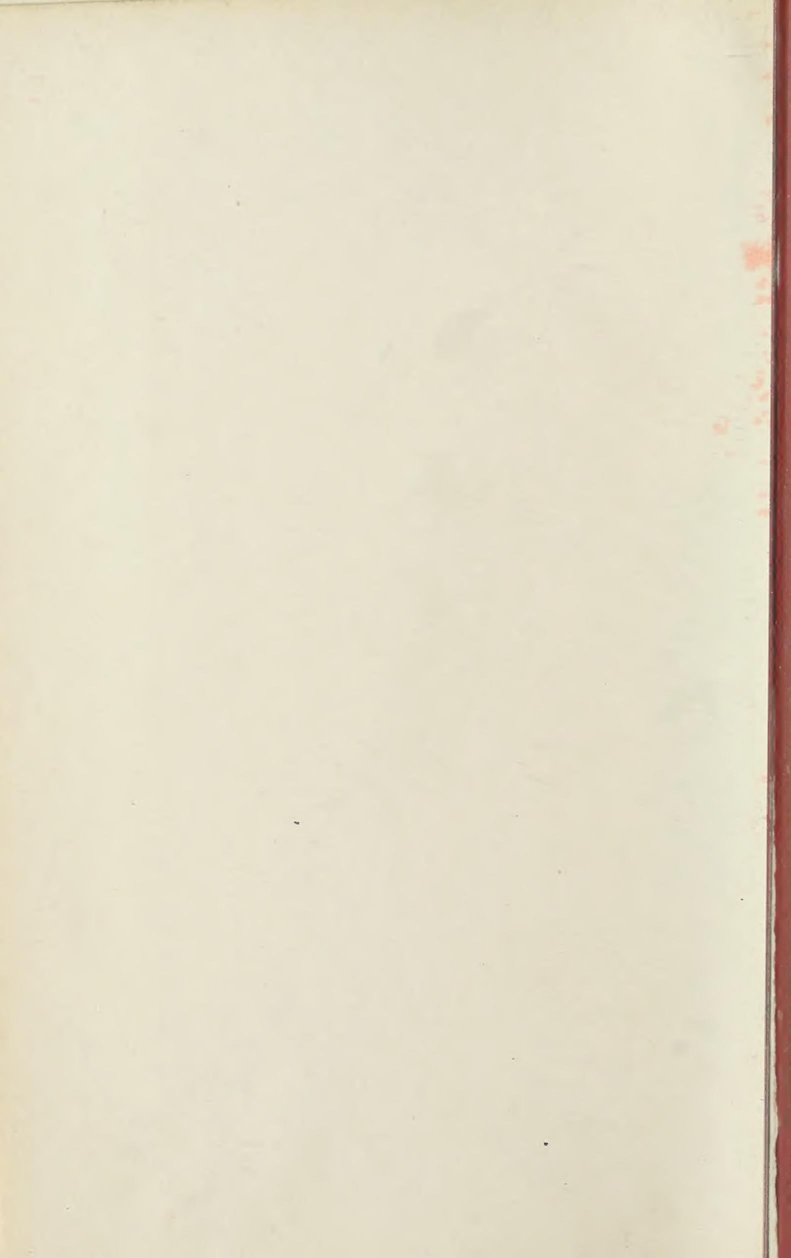


For use in
the Library
ONLY

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY





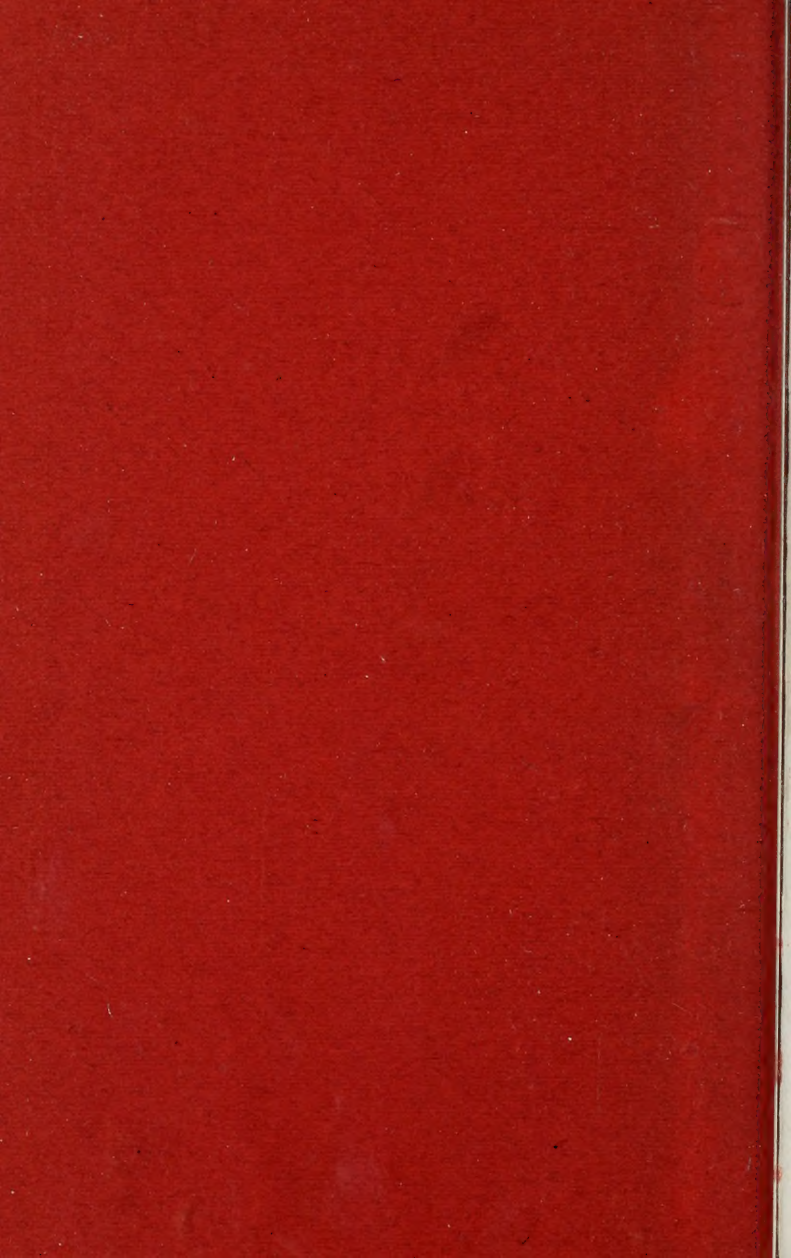




Schiller-Ausstellung Marbach

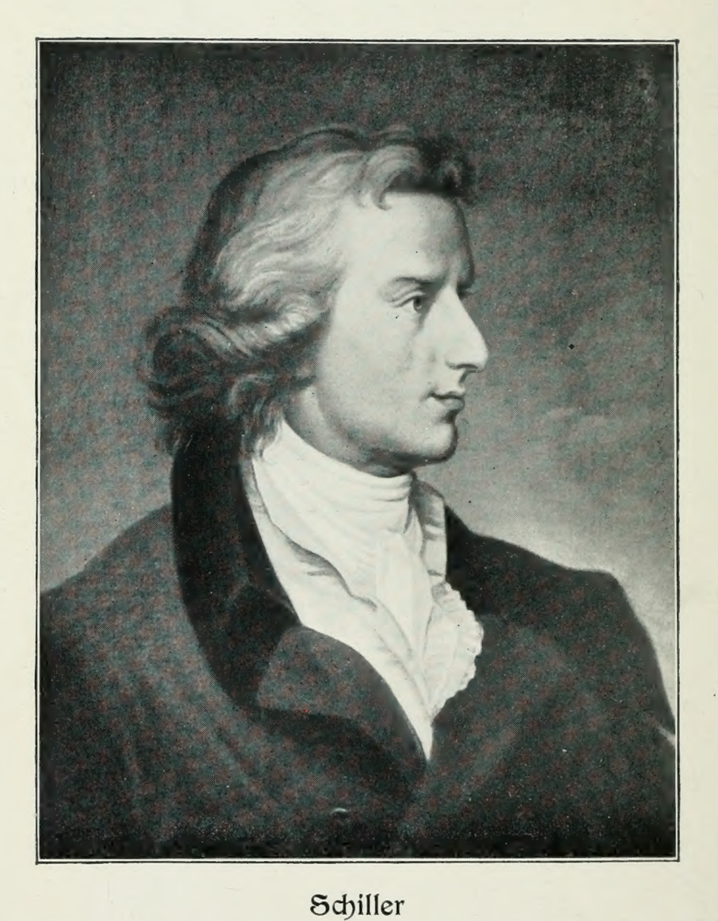
1905





Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/schilleraustell00stut



Schiller

Nach dem im Schillermuseum befindlichen Gemälde von Gerhard v. Kügelgen

S334
·Xs

Schiller-Ausstellung

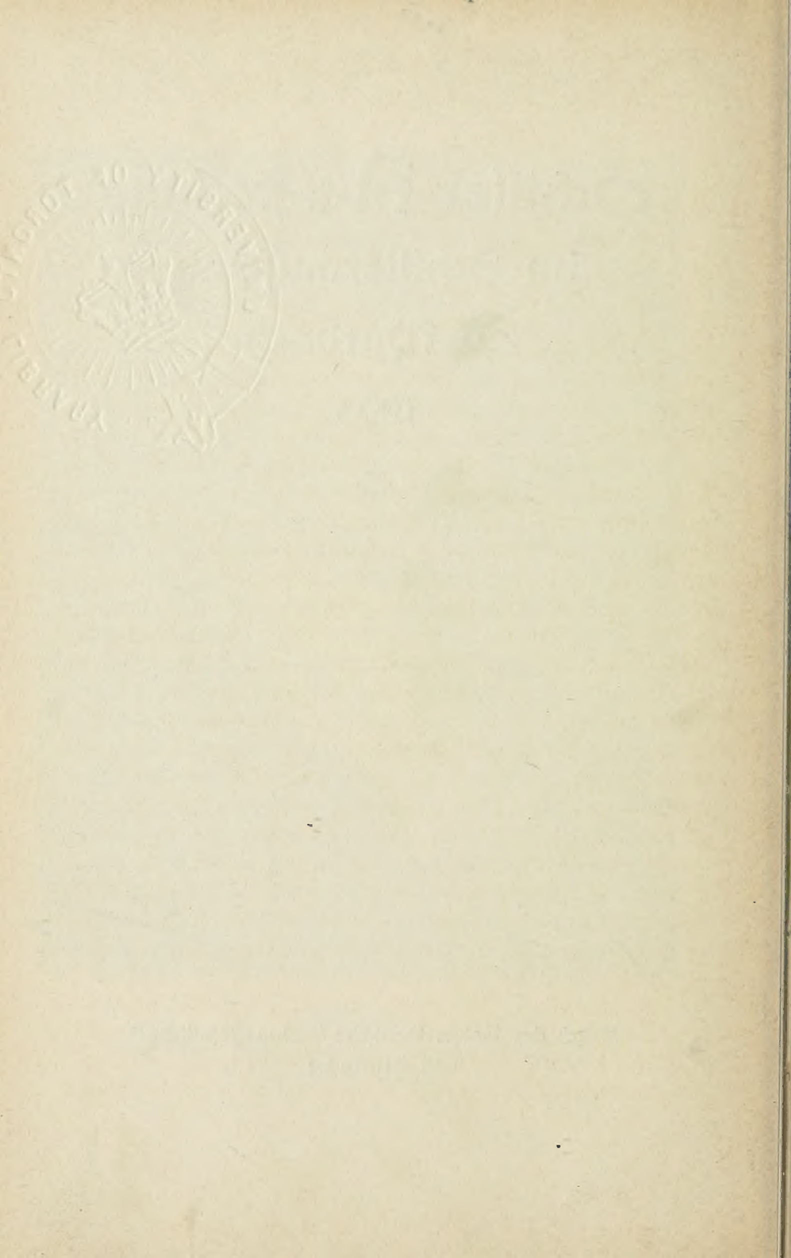
im Schillermuseum zu Marbach

1905



67531
10/1/06

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart







Das Schillermuseum hat am 6. Mai seine Pforten zu einer Festausstellung aufgetan, die den ganzen Sommer über geöffnet sein soll. Es möchte mit ihr seinen Teil dazu beitragen, die Wirkungen des Gedenkjahres 1905 zu möglichst weitgreifenden und bleibenden zu machen. Sollte ihm hierin etwas gelingen, dann glaubt es das Beste zur Ehre dessen getan zu haben, von dem es den Namen trägt.

In der Vorhalle schon begrüßt Schiller den Eintretenden, nach Danneckers herrlicher Büste von Donndorf in Marmor gemeißelt: mehr noch als zu anderen Zeiten ein Sinnbild davon, daß ihm diese Hallen geweiht sind. Denn während er sonst mit den anderen Dichtern des schwäbischen Stamms die Räume des Museums zu teilen hat, ist er für diesen Sommer der Alleinherr geworden. Das starke Wachstum der Sammlungen des jungen Museums in den letzten Jahren und das Wohlwollen, das die Nachkommen des Dichters und seiner Freunde, sowie eine Reihe von Privaten bezeigten, haben es ermöglicht, alle Räume mit Schätzen aus der Schillerzeit zu erfüllen und mit ihnen nicht bloß ein Bild von dem Leben und der Arbeit des Dichters selbst zu geben, sondern zugleich von dem ganzen Kreise, der ihm durch verwandtschaftliche oder freundschaftliche Bande nahe stand.

Wir treten durch die rechts gelegene Türe in den Festsaal ein und wenden uns der nördlichen (rechten) Seitenwand zu. Sie ist in der Hauptsache den **Jugendfreunden Schillers** aus der Karlsschulzeit und aus noch früheren Jahren gewidmet. Da ist zuerst R u d o l f Z u m s t e e g, der Musiker, der von den Liedern aus den „Räubern" an so manches Gedicht Schillers sangbar gemacht hat, dann der Epigrammatiker F r i e d r i c h H a u g, dessen sonst so scharfe

Zunge wenigſtens gegen dieſen Freund zeitlebens voll Liebe und Verehrung war; der Ludwigsburger Schulkamerad und Akademiegenoſſe J. G. Elwert, der die erſten Regungen von Schillers Dichtergeiſt miterleben durfte, und ſein Vater, der herzogliche Leibmedikus J. F. Elwert, der die ärztliche Tätigkeit des jungen, zu etwas ſtarken Kuren geneigten Regimentsmedikus Schiller als Vorgeſetzter zu überwachen hatte. Den letzteren treffen wir noch einmal, mit Familie, auf einer reizenden Silhouettentafel, die uns das Verſchwinden dieſer liebenswürdigen Kunſt bedauern läßt. Weiter finden wir den Karlsſchüler Ludwig Reichenbach, gemalt von ſeiner Schweſter Ludovike v. Simanowiz, der Freundin des Schillerſchen Hauſes und Malerin der Bildniſſe Schillers und ſeiner Angehörigen, die nunmehr im Beſitz des Schiller-muſeums ſind. Auch ſie ſelbſt lächelt uns, von eigener Hand gemalt, liebenswürdig an, während das Bildnis ihres Gemahls ernſtere Mienen aufweiſt. Dann iſt noch da der ſchwermütige Eleve J. F. Grammont (ſpäter Profeſſor am Gymnaſium in Stuttgart), der Schiller zu beſonderer Obhut anvertraut war und über den er Krankenberichte geliefert hat, die heute noch — vielleicht mehr als damals — die Zufriedenheit der Sachverſtändigen erwecken, und der jung verſtorbene Chr. Weckherlin, deſſen früher Tod in Schiller eines ſeiner packendſten Jugendgedichte entſtehen ließ.

Den beherrſchenden Mittelpunkt des Ganzen bilden aber zwei **Jugendbildniſſe Schillers** ſelbſt, beide Ölgemälde. Das eine wird Hetſch zugeſchrieben und ſoll Schiller in der Rolle des Clavigo darſtellen, die er bei einer Aufführung durch die Zöglinge der Militärakademie ſpielte, jedoch, infolge ſtarker Übertreibung in Spiel und Deklamation, ohne beſondere Lorbeeren zu ernten. Das andere iſt eine vortreffliche neue Kopie des im Jahre 1781 von Höflinger gemalten Bildniſſes. Beide ſtimmen darin überein, daß ſie völlig unfertige Züge des Jünglingsgeſichts zeigen, wie dies ja auch die Jugendfreunde bezeugen. Der Geiſt, ſelbſt noch nicht aus der Gärung zur Klärung gelangt, hat noch

nicht vermocht, ihnen den Stempel des Ebenmaßes aufzudrücken, den sie auf den späteren Bildern tragen.

Auch von diesen haben noch einige, drei Reliefs, hier ihre Stätte gefunden. Das erste ist das vortreffliche Porträtmedaillon, das der Stuttgarter Hofbildhauer Bernhard Frank im Jahr 1793 während Schillers Besuch in der Heimat schuf. Aus derselben Zeit stammt das zweite Originalrelief, von Schillers Studiengenossen auf der Karlsschule Jakob Scheffauer modelliert, dem Schiller 1794 selbst das Zeugnis gibt, daß er ein „sehr geschickter Bildhauer" sei. Und nur wenig späteren Ursprungs ist auch das dritte, dem sich als Gegenstück das von Lotte zugesellt, zwei zierliche Goldbronzemedaillons, um 1795 vermutlich von dem Bildhauer L. Ohnmacht geschaffen.

Wenden wir uns nun zu den Reihen der Schaukästen, die im Festsaal stehen. Sie sind im wesentlichen dazu bestimmt, ein Lebensbild des Dichters zu geben, während die beiden Nebensäle, die noch für die Ausstellung zur Verfügung stehen, mehr das unmittelbar Literarische betonen. So sind denn die beiden ersten Fächer **Schillers Eltern** geweiht. Nüchtern, kein unnützes Wort verlierend, berichtet der Vater in seinem eigenhändig geschriebenen „Curriculum vitae meum" über seine Lebensschicksale, und erwähnt auf den aufgeschlagenen Seiten, mitten zwischen Feldzugsnachrichten: „1759. Den 10. 9br. ist mein Sohn Johann Christoph Friedrich zu Marbach gebohren." In die Gmünder und Lorcher Zeit führt uns die Werbeinstruktion für den „Haubtmann Schiller" vom 22. Dezember 1763. Das mit der wachsenden Körpergröße der Rekruten gewaltig, bis zum „coute qu'il coute" emporschnellende Handgeld verrät darin die Vorliebe für „lange Kerls", die Herzog Karl mit anderen Fürsten des 18. Jahrhunderts teilte.

Von einer weniger bekannten Seite zeigen uns Schillers Vater die beiden handschriftlichen Bände zu seinem Werk „Die Baumzucht im Großen", der eine davon mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet. Herzog Friedrich

Eugen, dem er das Buch übersandte, spricht ihm dafür in einem schmeichelhaften Handschreiben die Überzeugung aus, daß er die ‚Muse, welche ihm sein eigentlicher Beruf in seiner besondern Lage — als Inspektor der gärtnerischen Anlagen auf der Solitüde — gestattete, zum Besten des Landes und zu seiner eigenen Satisfaktion nicht ersprießlicher hätte anwenden können'. Schon Herzog Louis Eugen hatte die Verdienste des einstigen Dorfbarbierlehrlings dadurch anerkannt, daß er ihm in einem Handschreiben vom 26. März 1794 den „Obristwachtmeisters-Caracter" erteilte.

Wie sehr der ernste Mann dem Sohne und dessen Gemahlin ans Herz gewachsen war, lassen uns deren Briefe an die Mutter nach des Vaters Tod fühlen, und ergreifend spricht aus des Sohnes Brief dazu die zarte Fürsorge für die Zukunft der geliebten Mutter. In Cleversulzbach, Mörikes späterer Wirkungsstätte, hat sie bei ihrer Tochter, der Pfarrerin Luise Frankh, ihre letzten Tage zugebracht, und die Briefe, die Schiller auf die Nachricht ihrer hoffnungslosen Erkrankung und dann ihres Todes dorthin richtete, drücken noch einmal die ganze Fülle der dankbaren Liebe aus, mit der er zeitlebens an der schlichten, zartsinnigen Frau hing.

Alte Stiche und Lithographien der Eltern und Schillerhäuser geben das bildliche Anschauungsmaterial, und die Eltern selbst finden wir dann noch zweimal in Ölgemälden an der Fensterwand des Saals; das eine Mal den Vater als Leutnant und die Mutter in jüngeren Jahren, von unbekannter Hand gemalt, jener stramm und selbstbewußt in die Welt schauend, wie es sich für diese Charge geziemt, diese mit freundlich heiterer Miene. Die beiden anderen Bildnisse der Eltern sind im Jahre 1793 von der befreundeten Ludovike v. Simanowiz gemalt und tragen ganz den Stempel der feinen Auffassung der Künstlerin.

In der Reihe der Schaukästen folgen auf die Eltern die **Geschwister.** Unter den Handschriften fällt hier am meisten

ins Auge das Stammbuch von Schillers Schwester Luise mit zahlreichen hübschen Silhouetten. Luise hat auch einige Poesien beigesteuert: „Nach einem Wetter“ und „Abendgedanken im Winter“, die freilich nicht nach dem Maßstab ihres Bruders gemessen werden dürfen. Die jung verstorbene Nanette ist mit zwei Briefen vertreten, in deren einem sie sich für ihr von der Schwester Christophine gezeichnetes Bildnis bedankt. Christophine verdanken wir dann die Handschrift, die in dieser Abteilung das größte Interesse bietet: „Schillers Jugendjahre“. Die aufgeschlagenen Seiten erzählen die bekannte Geschichte vom Unterricht bei dem Pfarrer Moser in Lorch und von den Predigtversuchen des Knaben. In einen wichtigen Augenblick von Christophinens eigenem Leben führt ihres Vaters Antwort auf die Bewerbung des Meininger Bibliothekars Reinwald um ihre Hand, ein Schriftstück, das mit dem offenen Geständnis, daß die Tochter „in Ansehung des Zeitlichen ein unvermögendes Mädgen“ sei, zugleich wieder für den geraden Sinn des alten Schiller Zeugnis ablegt. Christophine ist überhaupt in diesem Kreise die Beherrschende, wie sie ja auch im Leben dem Bruder geistig am nächsten stand. Von ihrer zeichenkundigen Hand stammen auch die Bildnisse ihrer Schwestern, die hier ihren Platz gefunden haben, vier von Luise, mit etwas strengen Zügen, und drei von der lieblichen Nanette. Die meisten verdankt die Ausstellung Luisens Urenkelin, Frau Amalie Kießling-Krieger in Möckmühl, so auch noch ein Bildnis Christophinens selbst, wahrscheinlich von Ludovike v. Simanowiz gemalt, sie in jüngeren Jahren darstellend (an der Fensterwand). Unter diesem befindet sich noch ein ungemein charakteristisches Altersbildnis Christophinens, das mit all den Furchen, die ein nicht auf Rosen gebettetes Leben dem Gesicht eingegraben hat, den wackern und freundlichen Sinn dieser Lieblingsschwester Schillers deutlich zur Schau trägt. — Wie die Schwestern, so hat sie auch den Bruder mehrfach gezeichnet. Das erste dieser Bildnisse,

ein Jugendbild, wieder mit sehr unharmonischen Zügen, bietet uns die nächste Abteilung.

Herzog Karl mit seiner hohen Schule tritt hier ein. Das „Reglement vor die Militarische Pflanz-Schule“ vom Jahr 1770 gibt uns einen Begriff von dem Gamaschendienst, der dort herrschte, und in den Stammbüchern der Karlsschüler, die aufliegen, wäre mancher Seufzer darüber zu lesen. Schiller selbst sehen wir dann eingereiht in die soldatische Ordnung in der Rangierliste der herzoglichen Militärakademie von 1779; in einer Konduite- und Unterrichtsliste finden wir ihn unter Nr. 13 mit Zeugnissen, die im allgemeinen gut und nur im Reiten „schlecht“ lauten. Aber auch die andere Seite kommt zum Wort. Eine Rede Herzog Karls läßt die hohen Gedanken erkennen, die ihn bei seiner Schöpfung beseelten, und ein Brief an Franziska von Hohenheim, seinen „liebsten Engel“, die weicheren Regungen, deren der oft so gewalttätige Mann fähig war. Von Franziska selbst finden wir ein Dankschreiben für eine Beileidsbezeigung beim Tode ihres Gemahls.

Auch die nächsten Abteilungen sind noch der Karlsschulzeit gewidmet. In einem vortrefflichen alten Stich steht vor uns der Intendant der hohen Karlsschule, der Oberst v. Seeger. Um ihn und in der nächsten Abteilung um Heideloffs Stich „Die Erhebung der Militärakademie zur hohen Schule 1782“ gruppiert sich eine stattliche Anzahl aus der Reihe der Silhouetten, die einst die Zöglinge dem Intendanten zum Andenken verehrten. Der engere und weitere Freundeskreis Schillers auf der Karlsschule ist in ihnen zum größten Teil vertreten. Auch Silhouetten von Schülerinnen der École des Demoiselles, des weiblichen Gegenstücks zur Karlsschule, sind ausgestellt, darunter die Tochter des Dichters Schubart.

In einem der hier ausgelegten Schriftstücke genehmigt Herzog Karl das von Seeger entworfene „reglement Vor die militarische Pflanzschule“; in einem zweiten kündigt er ihm einen Besuch auf der Solitüde an, aus welchem Anlaß

der „ganzen militairischen Pflanzschule außer dem gewöhnlichen nacht Essen noch Milch-Spätzlen“ zu reichen seien; in einem weiteren lädt er ihn mit Gemahlin und einer Anzahl von Schülerinnen der École des Demoiselles nach Hohenheim ein.

Auf mehreren Blättern berichten Schillers Jugendfreunde Elwert und v. Hoven auf des Bibliothekars Petersen Anfragen über Schillers Jugendjahre. So lesen wir hier in Elwerts Aufzeichnungen u. a. die hübsche Erzählung vom Ausflug der beiden Knaben nach Harteneck und Neckarweihingen, bei dem die dort durch die geringe Barschaft vereitelte und hier trotzdem in Fülle erreichte Erquickung den jungen Schiller zu poetischem Segen und Fluch in gerechter Verteilung begeisterte. Hoven berichtet u. a. über ein Konfirmationskarmen Schillers und seine lateinische Begrüßung des neuen Präzeptors Winter mit einem guten Witz aber schlimmen Lateinschnitzer.

Dann kommt Schiller selbst zum Wort mit dem noch in der Ludwigsburger Lateinschulzeit verfaßten lateinischen Gedicht an den Dekan Zilling, in dem er den Dank für die Gewährung der Herbstferien ausspricht, ferner mit dem Gedicht „An die Sonne“, das seine Schwester Christophine handschriftlich festgehalten hat und in Schillers vierzehntes Jahr verlegt, mit einem Eintrag in das Stammbuch seines Freundes Elwert und einem der ersten Briefe, die sich von ihm erhalten haben, einem Beileidsschreiben an den Hauptmann v. Hoven beim Tod des einen von seinen beiden mit Schiller befreundeten Söhnen.

Auch die erste bekannte gedruckte Namensnennung Schillers als Respondenten in einer Dissertation seines Lehrers Abel, sein erstes zum Druck gelangtes Gedicht „Der Abend“ in Balthasar Haugs „Schwäbischem Magazin“, und die Abgangsdissertation, die ihm endlich die ersehnte Befreiung aus der Karlsschule brachte, der „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ begegnen uns noch hier.

Und nun stehen wir vor dem großen Jugendwerk, mit dem sich der Unterdrückte gegen den verhaßten Zwang aufbäumte. Das Heideloffsche Aquarell: „Schiller im Bopserwald die Räuber vorlesend", führt uns in seine Entstehungsgeschichte. Wie der Dichter noch während des Drucks daran gestaltet hat, zeigen zwei Bände der ersten Ausgabe, in denen sich die erste, während des Drucks noch unterdrückte Vorrede und die erste gleichfalls während des Drucks unterdrückte Fassung des zweiten Bogens erhalten hat. Das zweite dieser Bücher ist ein Unikum, das erste nahezu. Kostbare Stücke sind auch noch die gewöhnliche erste Ausgabe und die Kompositionen, die Zumsteeg zu den Liedern aus den „Räubern" geliefert hat. An die erste Ausgabe reihen sich die zweite und die dritte, welche den Löwen als Vignette und das Motto „In Tirannos" zeigen, und auf deren Titel der Verfasser sich nennt. Von den Schauspielern, die den Jugenddramen Schillers in Mannheim zum Erfolg verhalfen, treten uns auf den aufgeschlagenen Seiten eines Silhouettenalbums aus jener Zeit drei entgegen, darunter Heinrich Beck, der ihm von allen am nächsten trat. In einer feinen Miniature ist Katharina Baumann zu sehen, die Schauspielerin, von deren Spiel und Persönlichkeit Schiller so entzückt war, daß er ihr eines Abends, nach einer Aufführung von „Kabale und Liebe", ein kleines Paketchen, sein Bildnis enthaltend, in die Hand drückte. Auf ihre verwunderte Frage, was sie denn damit anfangen solle, wußte er allerdings nur errötend zu antworten: „Des kann i Ihne net sage." Auch dieses Bildnis Schillers selbst, von seinem Freund Scharffenstein gemalt, ein kaum groschengroßes Stück, das aber die Züge deutlich erkennen läßt, ist für die Ausstellung gewonnen worden.

Noch ein weiteres kleines Bildnis, aus dem Nachlaß Wilhelm v. Humboldts, ist hier eingefügt. Es müßte den Dichter auch in den Jahren darstellen, da er seine Jugenddramen schrieb, ist aber nicht mit Sicherheit als Bildnis Schillers zu erweisen.

Wieder nahezu ein Unikum, liegt hier die schon genannte Elegie auf Weckherlin; ein Brief an Friedrich v. Hoven schildert ihre Wirkung in Stuttgart und die schlimme Geldklemme des jungen Dichters. In einem anderen Schreiben lädt er Hoven zur Teilnahme an dem zweiten heimlichen Besuch in Mannheim ein, der seine Lage noch verschlimmern sollte. Den letzten Versuch, eine — wenngleich nur sehr eingeengte — Freiheit für seine schriftstellerische Betätigung zu gewinnen, bringt der Brief an den Herzog vom 1. September 1782: „Eine innere Überzeugung, daß mein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater sey, gibt mir gegenwärtig die Stärke, Höchstdenenselben einige unterthänigste Vorstellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls: nichts Litterarisches mehr zu schreiben, oder mit Ausländern zu kommuniciren, zur Absicht haben,“ so beginnt er und, um dem Herzog jegliche wünschenswerte Sicherheit zu geben, gelobt er zum Schlusse „feierlich, alle künftigen Produkte einer scharfen Zensur zu unterwerfen“. Umsonst!

Von seiner Flucht als einem ‚schröklichen Weg, das Herz seines gnädigsten Herrn zu rühren, da ihm die natürlichen bei schwerer Ahndung untersagt worden seien‘, redet dann der Entwurf zu dem Schreiben, das er unmittelbar nach der Ankunft in Mannheim an den Herzog abgefaßt hat. Auch ein Schreiben des treuen Streicher ist aufgelegt, an Schillers Schwester Christophine gerichtet und von seiner beabsichtigten Schrift über Schillers Flucht handelnd, und dieses treffliche Büchlein selbst finden wir gleichfalls, Streichers Sohn hat es mit eigenhändiger Widmung 1860 nach Marbach gestiftet.

Stiche und Photographien geben uns noch Bildnisse Schillers aus jener Zeit, Streichers, Dalbergs und des Schillerhauses in Oggersheim, dessen bescheidene Räume wohl die trübsten Tage im Leben des Dichters gesehen haben.

Zur **Bauerbacher Zeit** leitet dann über ein Brief an die Eltern vom 19. November 1782, in dem er sie vor

seiner Abreise von Mannheim noch zu einer Zusammenkunft im Posthaus zu Bretten einlädt und „eine Carolin Reisegeld“ dazu verheißt.

Die nächste Abteilung führt uns nach Bauerbach selbst. Im Bildnis erscheinen das Bauerbacher Schillerhaus und seine Besitzerin, die edle Henriette v. Wolzogen, die es wagte, dem heimatlosen Flüchtling dieses Asyl anzubieten, während ihre eigenen Söhne noch die Karlsschule besuchten und des Herzogs Zorn ausgesetzt waren. Auch ihre Tochter Charlotte fehlt nicht, der Schiller in einem seiner Briefe zehn Millionen Grüße sendet. Von seinen Arbeiten in dem stillen Heim redet ein Brief an seinen späteren Schwager, den Bibliothekar Reinwald in Meiningen, vom 27. März 1783. Neben Fiesko, Kabale und Liebe oder, wie das Stück damals noch hieß, Luise Millerin, und dem Don Karlos sehen wir schon den Plan zur Maria Stuart in seinen Gedanken auftauchen. Den trockenen Reinwald hat er so zu begeistern vermocht, daß dieser ihn in einem Gedicht „An Schiller bey seinem ländlichen Aufenthalt in unserer Gegend“ zum „Apoll in diesem Hirtenthale“ erhebt.

Wir kehren mit dem zum Theaterdichter Ernannten nach **Mannheim** zurück. Sein dortiger Verleger Chr. Fr. Schwan berichtet in seiner handschriftlichen Autobiographie selbstbewußt von der ‚in diesen Zeitraum fallenden, durch ihn veranlaßten ersten öffentlichen Erscheinung Schillers‘. Im Bilde sehen wir den geschäftstüchtigen Mann in einem Ölgemälde an der südlichen Seitenwand des Saales. — Von den ermutigenden Ehrungen, die Schiller in dieser Zeit zu teil wurden, erzählen zwei Urkunden. In der einen unterzeichnet „Wolfgang Heribert Kämmerer von Worms Freiherr v. Dalberg“ die Aufnahme Schillers zum ordentlichen Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft; in der zweiten, vom 14. Januar 1785, erteilt Karl August, Herzog zu Sachsen u. s. w. „dem Doctori Medicinae Friedrich Schüller zu Mannheim, in Rücksicht auf deßen Uns angerühmte gute Eigenschaften, Begabniße und Kennt-

niße den Charakter Unsers Fürstlichen Raths“. Andere Gedanken weckt dagegen eine Quittung des Dichters vom 7. März 1784, in der er „den Empfang von sechs und einem halben Karolin für das Trauerspiel Kabale und Liebe bescheint“. Seine ungewisse Lage wird noch weiter deutlich aus einem Brief seines Vaters vom 14. September 1783, der eine Aussöhnung mit Herzog Karl in die Wege leiten möchte, und seiner Ankündigung der „Rheinischen Thalia“ die noch einmal den ganzen Jammer seiner Jugendgeschichte entrollt, gipfelnd in dem Satz: „Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland.“ Von den inneren Kämpfen endlich, die zusammen mit der immer widriger sich gestaltenden äußeren Lage ihn sich von Mannheim fortsehnen ließen, kündet ein Brief Charlottens v. Kalb, einen Monat nach Schillers Abreise geschrieben.

Den Freunden, die ihm die hilfreiche Hand dazu boten, ist der nächste Raum geweiht. Es ist einer der Höhepunkte der Ausstellung, vor dem wir hier stehen. Das von Schillers Urenkel, Freiherrn Alexander v. Gleichen-Rußwurm, als Heiligtum gehaltene Schillermuseum auf Schloß Greifenstein hat seine Schätze aufgetan und der Ausstellung jene Brieftasche überlassen, welche ihm aus dem Körnerschen Kreise zuging und ihn ‚in einer der traurigsten Stimmungen seines Herzens‘ traf. Nach Empfang dieser Zusendung schrieb er am 7. Juni 1784 an seine mütterliche Freundin, Frau v. Wolzogen: „So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein, ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. — Und wenn ich das nun weiter verfolge, und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben, und sich freuen mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn

auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen und Bewunderung zollt, dann meine Teuerste, freue ich mich meines Dichterberufes, und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

Neben der von Minna Stock gestickten Brieftasche liegen die damals mitgekommenen Silberstiftzeichnungen Dora Stocks: Körner und seine Braut Minna Stock, Huber und Dora selber, vier kleine Bildchen von seltener Liebenswürdigkeit, die für die Zeichnerin und die Gezeichneten gleichermaßen gewinnen müssen. Noch weitere Zeugnisse ihres feinen Stifts weist die Abteilung auf: zwei andere Bildnisse Körners und Hubers aus dem Besitz von Frau Maria Künzel in Heilbronn und aus demselben Besitz ein Bildnis Schillers selbst, bei dem erst der Vergleich mit den früheren Reproduktionen den ganzen Reiz der Empfindung und der Zeichnung zum Bewußtsein bringt, und das uns zeigt, was die Arbeit an der eigenen Person und der Einfluß der Freundschaft in der kurzen Spanne Zeit aus den disharmonischen Zügen des Jünglings hat werden lassen. Stiche und Photographien der Schillerhäuser und einzelne Stücke aus dem Briefwechsel vervollständigen das Bild jener Tage, in denen ihm der große Wurf gelungen, dieser Freunde Freund zu sein, und in denen vielleicht das erste ungetrübte Glücksgefühl seines Lebens ihn im Lied „An die Freude" seinen Jubel mit einmischen ließ. „Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen", hatte er in seinem Dankesbrief für die Gabe der unbekannten Freunde geschrieben, hatte dann ihre „Briefe und Geschenke" „das Angenehmste" genannt, „was mir in der ganzen Zeit meiner Schriftstellerei widerfahren ist", und seinen Besuch in Aussicht gestellt. Dora beeilt sich, in ihrer Antwort vom 7. Januar 1785 ihm zu verheißen: „Wenn unsere Briefe Ihnen eine Stunde angenehm aufgehellt haben, dann sollen gewiß die Tage Ihres Aufenthalts durch unsere gemeinschaftlichen Bemühungen Ihnen nicht unangenehm werden.

Frühe Bekanntschaft mit dem Kummer hat unser Herz fühlbar für andrer Schmerz gemacht, hat uns gelehrt, daß freundschaftliche Theilnehmung allein ihm ein Lächlen ablocken kann. Und Theilnehmung sollen und werden Sie finden." Und Huber denkt ihn an dem gleichen Tage schon, ‚vertraut und innig in ihren Zirkel aufgenommen, wie er sie würdige, Theilhaber seiner Gefühle zu sein, und an ihrem Mitgefühl vielleicht einen Tröster finde'. In seinem letzten Brief von Mannheim aus (25. März 1785) führt denn auch Schiller mit „ganzer Vertraulichkeit" ‚ins Innre seiner häuslichen Wünsche' ein, die er gerne in Leipzig erfüllt sähe. Der Kernpunkt ist: seine „eigene Ökonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen". „Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht — es kostet mich weniger Mühe, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirtschaft. — — ich stürze aus meinen idealischen Welten, sobald mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt. Fürs andere brauche ich zu meiner geheimern Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie mein Engel, dem ich meine aufkeimenden Ideen und Empfindungen in der Geburt mitteilen kann, nicht aber durch Briefe, oder lange Besuche erst zutragen muß." ‚Zerstört und zerschlagen von einer Reise, die ihm ohne Beispiel ist', und ‚trotz seines innigsten Wunsches' zu einem sofortigen Besuche unfähig, meldet er dann am 17. April „Vom blauen Engel" aus wenigstens seine Ankunft in Leipzig Huber an. In Christian Gottfried Körners Verhältnis zu dem Freunde führen uns drei seiner Briefe an Schiller. Der erste, vom 26. Januar 1790, ein „fröhlicher Zuruf aus der Ferne" zu Schillers Hochzeit, redet uns von seiner selbstlosen Teilnahme an des Freundes persönlichen Lebensschicksalen, von seiner Freude, daß Schiller ‚den Schatz von häuslicher Glückseligkeit gefunden habe, dessen er bedürfe'. — „Ich habe wieder großen Genuß an Deinen Balladen gehabt. Besonders ist der Taucher köstlich, auch

lieb' ich den Handschuh sehr", beginnt der zweite vom 9. Juli 1797 und zeigt im Fortgang Körners geistige Mitarbeit an Schillers Schöpfungen. Der dritte, vom 27. Januar 1802, mit seinem Bericht über die erste Aufführung der „Jungfrau von Orleans" in Dresden erzählt uns sein Mitgenießen an des Dichters Erfolgen. Ein Brief von Minna Körner endlich an ihren Sohn Theodor führt uns über die Schillerzeit hinaus in die Tage, da dieser vor dem Entschlusse stand, sein Leben für Deutschlands Freiheit einzusetzen.

Ein Pastellbildchen zeigt uns sodann Henriette v. Arnim, und so klein das Bildchen ist, läßt es uns doch den Eindruck verstehen, den sie auf Schiller gemacht hat. Noch hält uns bei der Dresdener Zeit das große Schillerbildnis fest, das in ihr entstanden ist, das Ölgemälde von Anton Graff. In der Reihe der Schaukästen ist es besonders vertreten durch den berühmten Stich Joh. Gotthard Müllers in einem Abzug „vor aller Schrift", und ihm gesellt sich, von demselben Künstler gestochen, Graff bei nach einem Selbstporträt und Joh. Gotth. Müller selbst nach dem Stich seines Schülers Morace. Eine gute Kopie des Graffschen Schillerbildnisses bietet die südliche Wand und dabei die Graffschen Bildnisse von Christian Gottfried und Minna Körner, bei denen man schwankt, ob man mehr den geistigen Gehalt der dargestellten Persönlichkeiten bewundern soll oder den Künstler, der ihn aufzufassen und festzuhalten verstanden hat. Auch Christian Gottfried Körners Vater, Johann Gottfried, der würdevolle Professor der Theologie in Leipzig, ist durch ein Ölgemälde Graffs vertreten.

Unmittelbar unter dem Graffschen hängt noch ein zweites Schillerbildnis, um dieselbe Zeit entstanden, mit ziemlicher Sicherheit Johann Christian Reinhart, dem Freund Schillers, zugeschrieben. Es teilt mit dem Graffschen Bild die Eigenschaft, daß es den Dichter in der Vollkraft des Lebens mit noch unangetasteter Gesundheit darstellt. Dagegen ist bei Graff mehr das Weiche, bei Reinhart das Energische in Schillers Zügen betont und drückt sich

schon in der ganzen Körperhaltung aus. Noch mehr finden wir, zu den Schaukästen zurückgekehrt, diese Betonung des Willensmäßigen in Schillers Persönlichkeit in zwei Stichen nach einer leider im Original zur Zeit unbekannten Zeichnung Reinharts, bei deren einem dieser übrigens selbst die Trefflichkeit der Nachbildung dadurch bezeugt, daß er ihn mit eigenhändiger Widmung Schillers Sohn Karl zum Geschenk gemacht hat. Reinharts eigener, scharfgeprägter Charakterkopf erklärt dann, warum gerade er zu seiner unter den zeitgenössischen Schillerbildnissen ziemlich vereinzelt dastehenden Auffassung gekommen ist. Reinhart verdanken wir auch noch die humorvolle Zeichnung „Schiller auf dem Esel", die wieder im Original vertreten ist, und die prächtige Radierung einer Landschaft, 1801 Friderico Schiller ingenio arte virtute illustri gewidmet. In dem Begleitschreiben dazu, aus Rom vom 8. Mai 1801, nennt er des Freundes Werke eine „wahre erquickende Herzstärkung" für sich und erzählt ihm von einer Lebensrettung, die ein in der Westentasche verwahrtes Bändchen des „Dreißigjährigen Krieges" dem General Dombrowsky in der Schlacht bei Novi gebracht hatte.

Mit den Reinhartschen Bildnissen sind wir schon in die Zeit der Übersiedlung von Dresden nach Weimar eingetreten, wo Charlotte v. Lengefeld in Schillers Gesichtskreis tritt. Wahrhaft unschätzbare Kleinodien, wieder aus dem Besitz des Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm, sind es, in denen sich uns diese Zeit vergegenwärtigt. Lotte selbst treffen wir als junges Mädchen in einer niedlichen, auf grünes Papier geklebten Silhouette, in einer zweiten Silhouette aus späterer Zeit auf Schillers Dose, und noch ein drittes Mal, von Goethes Freundin Charlotte v. Stein 1791 mit dem Silberstift gezeichnet; diese wieder begegnet uns in der gleichen Technik von der befreundeten Dora Stock gezeichnet, und dann der, zu dem sie alle, und Schiller mit ihnen, aufschauten, Goethe, in einer Silhouette, die er „in den Zeiten Kochbergs" Lotte v. Lengefeld zum Andenken überreicht hat. Lottes Schwester,

die warmblütige Karoline, finden wir in einer charakteristischen Miniature und in einem großen, an der Fensterwand hängenden Ölgemälde. So recht ihr Gegenbild, die abgemessen würdevolle Dame des ancien régime, zeigt sich in einer Miniature, dem einzigen erhaltenen Bildnis ihrer Mutter, Luise von Lengefeld, der »chère mère«, wie sie im vertrauten Kreise genannt wurde. Auch Schiller selbst tritt uns in einer Miniature entgegen und in der ältesten Silhouette, die sich von ihm erhalten hat. Führt uns dies Bildchen zurück in die Kindheitszeit, so weist uns ein anderes mit der Aufschrift „Zeichnung von Goethe mit Schiller gemacht“ hinaus in die Zukunft, in der die beiden Großen Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken forderten. An das frohe Ende, zu dem die Volkstädter und Rudolstädter Tage führten, erinnert uns das Hochzeitsgeschenk des befreundeten Koadjutors Karl Theodor v. Dalberg an das Schillersche Paar: ein kleines Ölgemälde von Dalbergs Hand, einen Hymen darstellend, der die verschlungenen Anfangsbuchstaben S und L an einen Baum schreibt. Auch er selbst grüßt uns, wie so viele aus diesem Kreis, in einer zierlichen Miniature.

An die Bildnisse der Personen schließen sich wieder an die Schillerstätten — Volkstädt und Rudolstadt —, die das Werden des jungen Glückes sahen, und Stücke aus dem Briefwechsel, die es vom ersten Keimen bis zur vollen Blüte begleiten. Gleich eines der ersten erhaltenen Billette Schillers an Lotte von Ende März 1788 zeigt ihn auf Mittel und Wege bedacht, sie wieder sehen zu können. Und schon am 18. April 1788 schreibt Lotte, von ihrem Aufenthalt in Weimar nach Rudolstadt zurückgekehrt, an ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen, den mit Schiller von der Karlsschule her befreundeten Sohn Henriettens: „Schiller war auch oft mit uns — er gewinnt immer mehr bei näherer Bekanntschaft, sein Plan ist, diesen Sommer einige Monate hier zu wohnen — da werden wir, hoffe ich, manchen freundlichen Abend in seiner Gesellschaft verleben. — Er hat so einen leichten Umgang, den doch sonst Menschen von seinem Kopfe nicht

haben, und ist so einfach und gut, daß man gar gern mit ihm umgehen mag.“ Und zum Schluß kann sie berichten, daß schon eine Wohnung — im nahen Volkstädt — ‚für ihn ausgemacht‘ sei. In die gehobene Stimmung des jungen Bräutigamsstandes führt ein Brief Schillers an Karoline vom 25. August 1789. Am 7. Januar 1790 teilt er dem Vater mit, wie er ‚jetzt sehr darauf denke, seine Umstände immer besser zu machen‘ und wie es ihm gelungen sei, für seine bis jetzt unbesoldete Professur in Jena vom Herzog Karl August, der ‚sich sehr für seine Heurat interessiere‘, „eine jährliche Pension von 200 Reichstalern zu erhalten“. Am 6. Februar schreibt er seiner Schwiegermutter Frau v. Lengefeld von den Vorbereitungen zur Trauung und seiner Sehnsucht ‚nach dem Augenblick, wo er Lottchen endlich mit vollem Rechte sein nennen könne‘.

Am 1. März kann er Körner von dem erreichten Ziel erzählen: Am 22. Februar „war die Trauung in einer Dorfkirche bey Jena — Wenigenjena — bey verschlossenen Thüren, von einem kantischen Theologen (dem Adjunct Schmidt) verrichtet“. Frau v. Lengefeld gegenüber verwundert er sich am 3. März selbst „über den ruhigen Übergang in das häußliche Leben“. „Wir haben uns so still und schnell darein gefunden und es war gar nichts von der Unruhe dabey, womit solche Veränderungen gewöhnlich begleitet sind. Es wird so bleiben, und bei unsern mäßigen Wünschen wird es uns nie an der schönsten Lebensfreude fehlen, die man doch nur in seinem eigenen Herzen finden kann.“ Briefe Lottes an Schillers Vater (vom 12. März 1790) und Mutter (vom 14. Juni 1790) zeugen von der entgegenkommenden Liebe, mit der sie sich in den neuen Verwandtenkreis zu finden bestrebt ist.

Mit diesen Briefen stehen wir schon in den ersten Jahren der **Jenenser Zeit**, denen die nächste Abteilung gewidmet ist. Daß der Eintritt dort nicht ganz ohne Dornen war, lassen zwei Briefe an Körner vom 17. Januar und 10. November 1789 durchblicken. Im ersten drückt er sich

ziemlich drastisch über seine Professur aus, weil sie ihm „einen Louisd'or nach dem andern aus der Tasche ziehe". Im zweiten hat er über die mühevolle Arbeit an den Vorlesungen, dem „äußerst miserablen" Ausfall seines Privatums und über Mißhelligkeiten mit der Borniertheit einiger Professoren zu klagen. Der Brief eines Kopenhagener Verehrers erwähnt das Gerücht von Schillers Tod, zu dem seine schwere Erkrankung im Frühjahr 1791 den Anlaß gab. Am 24. Oktober 1791 kann dann Schiller wohl wieder an Körner schreiben: „Es geht jetzt ziemlich erträglich mit mir. Obgleich der Athem nie frey ist und noch immer Krämpfe im Unterleib mich beunruhigen, so bin ich doch zu Beschäftigungen aufgelegt, und kann, wenn sie mich stark interessieren, Stundenlang meine Umstände darüber vergessen." Aber aus diesen Worten klingt doch der ganze Jammer seines Zustandes noch durch und wird deutlich, was das hilfreiche Eingreifen der dänischen Freunde für sein Leben bedeutete.

Am 13. Dezember 1791 traf der gemeinsame Brief des Erbprinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein, des Urgroßvaters unserer Kaiserin, und des Grafen Schimmelmann bei Schiller ein. Einer der reinsten Beweise menschlichen Edelsinnes liegt in diesem von dem Prinzen geschriebenen Briefe vor unseren Augen. „Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden", beide ihm unbekannt, beide voll Verehrung und Liebe gegen ihn und voll Bewunderung für den ‚hohen Flug seines Genius' bieten ihm „auf drey Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Talern an", um ihm die Ruhe zu verschaffen, die seine ‚zerrüttete Gesundheit bedarf, wenn sie wieder hergestellt und die seinem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll'. Keine Bedingung knüpfen sie an ihre Gabe und kein falscher Stolz soll den Dichter von der Annahme abhalten. „Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein." Der Begleitbrief des Dritten

im Bunde, Jens Baggesen, und Briefe der Gräfin Charlotte v. Schimmelmann vervollständigen das Bild jenes Kreises in Kopenhagen, von dem Baggesen in Wahrheit sagen konnte, daß ihr ‚Geisterrang über ihren Titeln ebenso erhaben sei als der Schillers über den Titel Hofrat‘. Auch im Bildnis treten sie uns entgegen, zusammen mit einigen Jenenser Professoren aus jener Zeit und einer auf Glas gemalten Silhouette Schillers aus dem Jahre 1790.

Wir begleiten nun Schiller in die alte Heimat, deren Besuch ihm ja wesentlich durch das großherzige Geschenk aus Dänemark ermöglicht wurde. Im Mittelpunkt dieser Zeit stehen für das Marbacher Schillermuseum naturgemäß die beiden Bildnisse Schillers und Lottes von Ludovike v. Simanowiz, die in dieser Zeit entstanden sind; bilden sie doch seinen kostbarsten bildnerischen Besitz. Mag auch dem und jenem die Auffassung des Dichters als zu weich erscheinen, sie entspricht, im Zusammenhang mit den Spuren der Krankheit, im wesentlichen gewiß der Wahrheit und kann nicht einseitig der Künstlerin zugeschrieben werden. Der Charakterkopf von Schillers Vater, der aus ihrem Pinsel stammt (an der Fensterwand), erbringt allein schon den vollgültigen Beweis dafür, daß sie keineswegs durch die Schranken ihres Naturells auf eine weichliche Auffassung eingeengt war. Der Jugendfreund v. Hoven faßt den Eindruck, welchen Schiller in jenen Tagen machte, einmal in die Worte zusammen: „Er war ein vollendeter Mann geworden.“ Und dieser Eindruck der vollendeten Persönlichkeit, die ihr Leben zu einem Kunstwerk gestaltet hat, scheint uns gerade auch im Simanowizschen Bilde aller Weichheit gegenüber doch der beherrschende zu sein und es zum wahrsten Ausdruck von Schillers Wesen in der letzten großen Epoche seines Daseins zu machen. Von Christophine gezeichnet sind hier vier Brustbilder nach diesem Gemälde. Dazu gesellen sich noch einige ältere Stiche. Um der Bilder willen sind auch zwei Briefe Schillers an Ludovike von besonderem Interesse. Leider müssen auch sie immer noch

von der Dürftigkeit der Verhältnisse reden, mit welcher der Dichter zu kämpfen hatte. Nur eine „Kleinigkeit für die Farbe und Leinwand“ sendet er ihr: „denn die Kunst kann und will ich Ihnen nicht bezahlen“. Über seine Ankunft in Heilbronn und das Wiedersehen mit den Seinen berichtet ein Brief an Körner vom 27. August 1793. Den Ludwigsburger Aufenthalt und die Sorge um den Erstgeborenen, der ihm dort geschenkt wurde, vergegenwärtigt ein Brief an die Eltern vom 8. November. Die Übersiedlung nach Stuttgart berichtet er Körner unter dem 17. März 1794. Seinen unparteiischen Sinn zeigt das Zeugnis, das er hier der unmittelbar nach dem Tode Herzog Karls aufgehobenen Militärakademie gibt. Die Aufhebung werde „mit Recht beklagt“. Denn „dieses Institut hat ungemein viel Kenntnisse, artistisches und wissenschaftliches Interesse unter den hiesigen Einwohnern verbreitet. — Die Künste blühen hier in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade“. Unter den Künstlern nennt er in erster Linie Dannecker: „Ein wahres Kunstgenie. — Sein Umgang tut mir gar wohl, und ich lerne viel von ihm. Er modelliert jetzt meine Büste, die ganz vortrefflich wird.“ Am 23. April 1794 kündigt er Körner seine bevorstehende Abreise aus der alten Heimat an. Er sollte sie nicht wiedersehen. Vergeblich war der Versuch, der im folgenden Jahre gemacht wurde, ihn durch Anbietung einer Professur in Tübingen dauernd für sie zurückzugewinnen. Ein Schreiben Schillers an den Geheimrat Voigt in Weimar vom 25. März 1795 teilt diesem das Anerbieten und Schillers ablehnende Stellung mit.

Doch waren die Bande, die ihn mit Württemberg verknüpften, seit jenen Tagen wieder fester geworden. Vor allem hatten die Beziehungen zu den **schwäbischen Jugendfreunden** neue Anregung gefunden. Ihnen ist die nächste Abteilung gewidmet. Eine Reihe ist uns schon in den Bildnissen an der nördlichen Seitenwand des Saales und unter den Silhouetten aus des Intendanten v. Seeger

Nachlaß begegnet. Hier finden wir weiter den einstigen Lorcher Spielkameraden Karl Philipp Conz, den philosophisch angelegten Albrecht Lempp, den tüchtigen Mediziner Friedrich v. Hoven, die Bildhauer Dannecker und Scheffauer, sowie Ludwig Schubart, des Dichters Sohn. Ihre Briefe und Gedichte an Schiller offenbaren die neidlose Liebe und Verehrung, mit der sie zu dem Größten in ihrem Kreise emporschauten. — Ein großes Ölgemälde im nächsten Saal von Professor Gaupp vergegenwärtigt uns des Dichters Zusammentreffen mit einem der alten Bekannten in Stuttgart. Sinnvoll ist die Stätte gewählt, auf der sich nun sein Denkmal erhebt.

Auch die drei großen zeitgenössischen Dichter schwäbischen Stammes gehören in die Ausstellung herein. Schubart hat mit seiner Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ Schiller die Fabel zu den „Räubern“ gegeben. Wir lesen Schubarts prophetische Worte, mit denen er ihre Veröffentlichung begleitete: „Ich gebe sie einem Genie Preiß, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland, sondern auf teutschem Grund und Boden eröfnet.“ In einem Brief vom Asperg aus, an den befreundeten Dichter Johann Martin Miller, hören wir ihn dann noch von dem „vortrefflichen Schiller“ reden. Sein Improvisationstalent zeigt ein „Willkomm“, den er der ihm wie Schiller gleichermaßen befreundeten Ludovike v. Simanowiz zurief, als sie ihn am 8. Mai 1782 auf seinem „Nebelberge“ als ein „Sonnenstrahl“ besuchte.

Während der ältere Schwabe Schubart Schiller gegenüber der Gebende ist, stellt sich der jüngere, Hölderlin, selbst in die Reihe der Nehmenden. Er fühlt Schillers überragende Größe so stark, daß er ‚manchmal sucht, ihn zu vergessen, um während einer Arbeit nicht ängstlich zu werden‘ (An Schiller, 20. Juni 1797), und ‚zuweilen ist er in geheimem Kampfe mit Schillers Genius, um seine Freiheit gegen ihn zu retten. ... Aber nie kann er sich ganz

aus Schillers Sphäre entfernen' (An Schiller, 30. Juni 1798). Er übersendet ihm mit den genannten Briefen Gedichte für den Musenalmanach und den ersten Band des Hyperions. Im Manuskript und in Hölderlins Handexemplar ist auch dieses Hauptwerk des unglücklichen Dichters ausgestellt.

Zu dem Kreis der anderen Großen, mit denen Schiller auf der Höhe seines Lebens verbunden war, leitet dann **Wieland** über, der dem Landsmann die erste Anerkennung aus gewichtigem Munde zu teil werden ließ.

Von der steten Fortdauer seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Schiller zeugen die beiden Briefe vom 7. April 1791 und 26. Dezember 1800. Im ersten — aus dem Jahre von Schillers schwerer Erkrankung — schreibt er: „Der Himmel begünstige alles, was Sie zu gänzlicher Wiederherstellung Ihrer Gesundheit noch unternehmen. Ich werde Ihnen nie genug sagen können, wie sehr mir diese am Herzen liegt." Im zweiten spricht er von seiner Sehnsucht „nach einer traulichen Stunde, worin wir uns von Angesicht zu Angesicht, oder vielmehr von Geist zu Geist und Herz zu Herz besprechen könnten. Möchte diese Stunde eine der ersten seyn, so wie sie für mich eine der schönsten des bevorstehenden neuen Jahrhunderts seyn wird!" Ein Billett Wielands an Goethe läßt uns vollends zu dem **letzten großen Abschnitt in Schillers Leben** hinübertreten.

Die mit Cotta verabredete Herausgabe einer Monatsschrift, der „Horen", brachte Schiller in nähere Beziehungen zu Herder und Goethe. Von Schillers Hand mit Bemerkungen versehen, liegt vor uns das gedruckte Rundschreiben, mit welchem er die bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands „zum Beytritt an der Societät" „bekannter Gelehrter" einlud, die sich nach seinem Plane zur „Verfertigung" der Horen vereinigen sollte. Acht Briefe Schillers reihen sich an. Sie reden von Wilhelm v. Humboldt, der „mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft ist, denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller"; von Kant:

„Er spricht mit großer Achtung von meiner Schrift — „Über Anmut und Würde“ — und nennt sie das Werk einer Meisterhand“ (An Körner, 18. Mai 1794); von seinem ersten längeren — vierzehntägigen — Zusammensein mit Goethe in Weimar, September 1794: „Jeden Augenblick, wo ich zu irgend etwas aufgelegt war, habe ich mit Goethen zugebracht, und es war meine Absicht, die Zeit, die ich bey ihm zubrachte, so gut als möglich zur Erweiterung meines Wissens zu benutzen. ... Ich bin sehr mit meinem Aufenthalt zufrieden und ich vermuthe, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat“ (An Körner, 29. September 1794). Seine neidlose Bewunderung gegenüber den Schöpfungen des großen Freundes offenbart sein Urteil über Goethes „Wilhelm Meister“. Den „großen, klaren und stillen Sinn, die heitere Vernunft und die Innigkeit“, welche durch das Ganze herrsche, bewundert er nach dem Empfang der ersten Aushängebogen (An Körner, 19. Dezember 1794). Und nachdem er das Ende gelesen, ist er „ganz voll davon“ und spricht das bescheidene Wort: „Gegen Goethen bin ich und bleib' ich eben ein poetischer Lump“ (An Körner, 27. Juni 1796). Doch derselbe Brief zeigt ihn uns auch in der gemeinsamen, ebenbürtigen Arbeit mit Goethe an den Xenien. Und in sein eigenes großes Schaffen an dem Werk, dessen bloße Vorlesung ihm den „seltenen Genuß“ bereitete, Goethe „sehr lebhaft zu bewegen“, am Wallenstein, führen uns zwei weitere Briefe. Der erste redet von seinem Ringen mit dem „abschreckenden“ Stoff, den er sich zum ersten dramatischen Werk „nach vollen zehn Jahren“ gewählt hatte, von der Mühe, die es koste, „eine solche fremdartige und wilde Masse zu bewegen, und eine so dürre Staatsaction in eine Menschliche Handlung umzuwandeln“ (An Körner, 10. Juli 1797). Im zweiten aber hat sein starker Wille gesiegt: „Das schlimmste ist überstanden, ich bin zufrieden mit dem was ausgeführt ist und sehe auch hinaus“ (An Körner, 12. Februar 1798).

Über seine häuslichen Verhältnisse am Ende des Jahrhunderts, seine allmählich sich bessernde äußere Lage

und den Plan seiner endgültigen Übersiedlung nach Weimar berichtet er der Mutter unter dem 8. Oktober 1799, und mit dem letzten Briefe der Abteilung stehen wir in Weimar selbst und erfahren auch den letzten treibenden Grund zu diesem Schritt: „Goethen sehe ich alle Tage" (An Körner, 5. Januar 1800).

Die nächste Abteilung läßt Schiller gegenüber nun die anderen Geistesgrößen zum Worte kommen. Goethe begegnet uns in zwei Briefen, in deren einem er „eine Artigkeit der Herrschaften gegen Schiller" für „erwünscht" erklärt, und in einem Stammbucheintrag, dem eine schöne Silhouette Goethes beigefügt ist. Humboldts Verhältnis zu Schiller wird aus dem Brief vom 4. August 1795 deutlich, in dem er es „unglaublich" vermißt, nicht noch bei Schiller zu sein: „Ich habe mich so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrat bang werden würde." In vier Briefen tritt uns Herders Mitarbeit an den „Horen", seine Teilnahme an Schillers Geistesschaffen und persönlichen Schicksalen, aber auch seine schließliche Entfremdung gegenüber. Der liebenswürdige Voß bietet Schiller bescheiden einige Lieder „zur Ausfüllung" für die „Horen" an (18. März 1795), übersendet ihm seinen Almanach (1. Oktober 1795), und drückt ihm seine Freude für eine Aufforderung zur Mitarbeit und seinen Dank für Schillers „wohlwollende Äußerung" über die 1795 erschienene Luise aus (7. Febr. 1796). Ferner sehen wir noch Matthisson, Knebel und die Herzogin Luise mit Briefen vertreten.

Die scharfe Anfeindung in dem Xenienkampf zeigen uns eine Anzahl Antixenienschriften und Briefe von zweien der Hauptstreiter, Nicolai und Manso.

Ihr gegenüber steht wieder die Ehrung, die Schiller aus dem Auslande zu teil wurde: die Ernennung des M. Gille, Publiciste allemand zum französischen Ehrenbürger, in der Abschrift, die in Schillers Besitz war, nachdem er die Originale auf des Herzogs Wunsch an die

Weimarer Bibliothek abgegeben hatte. Auch die von Goethe unterzeichnete Bescheinigung über die Abgabe der Dokumente liegt dabei. Gemeinsam mit Schiller war u. a. auch dem Pädagogen Joachim Heinrich Campe das französische Bürgerrecht erteilt worden, und in seine Hände war die Ernennung der beiden zunächst gelangt. Das Schreiben des »Citoyen Français André Meyer, Capitaine,« aus dem französischen Hauptquartier in Mainz »Aux Cosmopolites Campe et Schiller«, das die Übersendung begleitete, hat Campe für Schiller abgeschrieben und noch ein eigenes Schreiben hinzugefügt.

Und nun stehen wir vor einer Abteilung, die wir nicht ohne Wehmut betrachten können. Schillers Schreibmappe liegt darin, die sonst in seinem Schreibtisch zu Greifenstein ihren Platz hat. Sie trägt noch Notizen von seiner Hand: eine Reihe von Namen auf der einen Hälfte; die meisten sind verwischt, lesbar sind noch u. a. die Goethes, Humboldts, Herders, Fichtes. Horenexemplare wollte er ihnen senden und die Namen, die er verzeichnete, stellten offenbar den ganzen Kreis der Großen dar, mit denen er verbunden war. Auf der andern Hälfte stehen Bemerkungen über die Reise nach Berlin im Jahr 1804, die seine letzte größere Fahrt werden sollte. Darüber liegt Schillers letzte Feder, mit der er noch am Demetrius geschrieben, und ein großes, von Freifrau Mathilde v. Schiller und Freiherrn Alexander v. Gleichen-Rußwurm gestiftetes Medaillon mit einer Locke Schillers. Zwei Ringe erinnern an frühere Zeiten: der eine mit einem Homeroskopf hat dazu gedient, in der Volkstädter Zeit die Briefe an Lotte zu siegeln, der andere mit einem geschnittenen antiken Stein führt in die dunklen Tage zurück, in denen der Dichter als Flüchtling seine Briefe mit „Dr. Ritter“ unterzeichnete.

Sechs Briefe über **Schillers letzte Erkrankung und seinen Tod** schließen sich an. Im ersten, vom 6. Mai 1805, schrieb Lotte noch an Cotta: „Nach einigen recht stürmischen Tagen kann ich Ihnen, verehrter Freund! doch beruhigen-

dere Nachrichten geben." In zwei weiteren vom 12. Mai muß aber Schillers Schwager Wilhelm v. Wolzogen schon die Todesnachricht an Cotta und den Pfarrer Frankh, den Gemahl von Schillers Schwester Luise, senden. „Er starb den 9. Abends zwischen 5 und 6 Uhr sanft und ruhig und unerwartet. — Bey der Öffnung fand es sich, daß alle edlen Teile zerstört oder verwachsen waren und daß keine medicinische Hilfe ihn hätte retten können." „Sein Kopf ist noch vor der gänzlichen Zerstörung abgeformt worden und Jagemann soll eine vortrefliche Zeichnung von ihm, sterbend auf dem Kopfkissen, gemacht haben". Im vierten tröstet sich Lottes Mutter, Frau v. Lengefeld, über des „Unvergeßlichen" Scheiden mit dem Vers aus der Elegie auf Weckherlin, mit dem er ihr einst eine englische Bibel gewidmet hatte:

„Nicht in Welten wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln wie die Dichter reimen
— Aber wir begegnen uns gewiß."

Im fünften dieser Briefe ist es Humboldt zu Mute, als hätte er mit einmal ‚eigentlich den Leitstern aller seiner intellektuellen Richtungen' in dem Freund verloren, der ‚die Menschheit nur immer in den höchsten Momenten aussprach', und in gemeinsamer Trauer schließt er sich mit Körner zusammen, der „gleich viel verloren" hat. Im sechsten endlich spricht Schillers Freund Dannecker aus, wie sich am Morgen nach dem Empfang der Todesnachricht in ihm der Gedanke losgelöst habe, „ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose."

Und einem großen Werk der nun beginnenden Apotheose ist gleich die nächste Abteilung geweiht: Goethes Epilog zur Glocke in seiner ersten Fassung im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806". In einem Brief an Cotta vom 1. Juni 1805 offenbart Goethe die Gedanken, die ihn dabei geleitet haben: „Nach meiner Überzeugung soll die Kunst, wenn sie sich mit dem Schmerz verbindet, den-

selben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle aufzulösen; und ich werde in diesem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das, was uns übrig bleibt, darzustellen suchen." Am 31. Juli sendet er Cotta „eilig" das „soeben entstandene Gedicht". Von Lauchstädt aus ist der Brief geschrieben, der Stätte, wo dann am 10. August dieses schönste Denkmal, das der Freund dem Freunde setzen konnte, sich zum ersten Male an dessen liebenswürdigste Schöpfung anschließen sollte. Im Bilde begrüßt uns das schlichte Theater, das jene denkwürdige Totenfeier sehen durfte, die sich als das erste große Zeichen gewaltigen Fortlebens und Fortwirkens darstellt. Auch Jagemanns schöne Zeichnung „Schiller im Tode" gibt schon ein verklärendes Bild des Entschlafenen, der zuerst im schlichten Kassengewölbe, dann aber in der Fürstengruft zu Weimar, neben Goethe, seine Ruhestätte gefunden hat. — Mit einer Anzahl von Büchern aus Schillers Bibliothek schließt die Reihe der freistehenden Schaukästen und gibt uns mit den vier Nationalliteraturen, die in diesen Büchern vertreten sind, auch noch ein Bild von der weitgreifenden Aneignungsarbeit, welche seine großen Schöpfungen begleitete.

Wir wenden uns nun zu den Schaukästen, die an den Wänden des Festsaals aufgestellt sind. Die nächststehenden bringen Briefe und anderes Handschriftliche von **Schillers Kindern und Enkeln.** Die meisten sind familiären Inhalts, einige veranschaulichen aber auch die Beziehungen, welche des Dichters Angehörige mit seiner Geburtsstadt Marbach und ihren Schillerfeiern verbanden. Große Ölgemälde der Kinder Karl, Ernst und Emilie und des Enkels Friedrich v. Schiller zieren die Fensterwand des Festsaals und eines der beiden Nebensäle. Emilie v. Schiller und Karls Sohn Friedrich sind daneben auch noch in hübschen Handzeichnungen vertreten.

Die weiteren Schaukästen sind der **Darstellung Schillers in Bild und Skulptur** gewidmet. Sie enthalten

zunächst noch Nachbildungen zeitgenössischer, sodann aber insbesondere die seit Schillers Tod entstandenen Bildnisse, bei denen die Verschiedenheit der Auffassung manche Gelegenheit zu interessanten Vergleichen bietet. Zu den Schillerbildnissen gesellt sich eine reichhaltige Sammlung älterer, besonders aus dem Jahre 1859 stammender, und neuer Schillermedaillen und -plaquetten, und zu ihnen wieder eine Anzahl von Denkmalsentwürfen und Abbildungen der wichtigsten bestehenden Denkmäler. Unter den ersteren sind von besonderem Interesse die Entwürfe Danneckers zu einem Schillerdenkmal, dessen Krönung seine Kolossalbüste Schillers werden sollte, und seine zwei Briefe darüber an Schillers Schwager Wilhelm v. Wolzogen. So wenig zu verkennen ist, daß der Künstler besser mit dem Meißel als mit der Schreibfeder umzugehen wußte, so liebenswürdig wirkt sein harmloses Plaudern, sei es, daß er seinen Plan anschaulich zu machen bestrebt ist (14. Oktober 1805) oder von einem Besuch des Königs Friedrich in seiner Werkstatt erzählt. — Die Abbildungen der Denkmäler verdankt das Schillermuseum in ihrer Mehrzahl der Freundlichkeit der betreffenden Stadtverwaltungen, die zum Teil besondere Aufnahmen für die Ausstellung herstellen ließen. Eine prächtige Bronzenachbildung des Stuttgarter Schillerdenkmals und eine Originalmarmorbüste des Dichters von unbekanntem Meister aus der Empirezeit, im nächsten Saal aufgestellt, sind zum 9. Mai 1905 gestiftet worden. In den Wandschränken des Hauptsaals sind endlich auch Augenblicksbilder aus den Schillerfeiern dieses Jahres zu sehen.

An dieser Stelle ist auch das neue Bildnis Schillers einzureihen, das, bisher im Besitze von Professor Dr. Vaihinger in Halle, dem Schillermuseum von Seiner Majestät dem König zum hundertsten Todestag des Dichters zugewendet wurde und in unserem Titelbild wiedergegeben ist. Gerhard v. Kügelgen hat es bald nach dem Tode Schillers, vielleicht noch 1805, gemalt. Es ist, als ob der

Blick in unbegrenzte Weiten ginge und Raum und Zeit überfliegen wollte. Unter dem Simanowizschen Bildnis hat das neue seine Stätte gefunden und wird wie dieses eines der ersten Kleinodien des Museums bilden.

Wie schon zu Anfang berührt, tragen die beiden Nebensäle mehr unmittelbar literarischen Charakter zur Schau. Der erste enthält zunächst Handschriften Schillers. Unter diesen machen wir besonders aufmerksam auf die Entwürfe zu einem Drama: „Das Schiff", und einem zweiten Teil der „Räuber": „Die Braut in Trauer". Mit ihrem immer neuen Ansetzen legen sie Zeugnis ab von dem Ringen des Dichters, einen spröden, widerstrebenden Stoff doch noch unter seinen Willen zu zwingen. Dazu kommen Entwürfe zum „Themistokles" und den „Malthesern", das Stuttgarter Theatermanuskript des Macbeth, zwei von Schillers Hand durchkorrigierte Exemplare des „Don Karlos" und der „Jungfrau von Orleans", Notizen zum „Tell" und ein Fragment aus dem „Demetrius". Einen Überblick über Schillers dramatische Tätigkeit bietet endlich die Dramenliste von seiner Hand. Die Pläne, die ihn etwa seit Mitte der neunziger Jahre bewegten, hat er hier aufgezeichnet. Die zur Ausführung gebrachten sind durchstrichen und das Jahr der Vollendung beigesetzt. Ein einziger Blick genügt, zu zeigen, um wie viel uns sein frühzeitiger Tod gebracht hat. Handschriften aus seinem lyrischen Schaffen — darunter das Gedicht „Die Sehnsucht" und „Rätsel aus Turandot" — und aus seinen ästhetischen Studien folgen.

Hieran reihen sich die Erstdrucke sämtlicher Werke Schillers seit den „Räubern". Am Anfang steht die „Anthologie auf das Jahr 1782", welche der junge Mediziner in seiner barock übersprudelnden Laune — doch voll wehmütiger Vorbedeutung — mit einer Vorrede seinem „Prinzipal dem Tode" zueignet; am Schluß die „Huldigung der Künste". Die ganze Größe geistiger Fortarbeit und Fortentwicklung, die in diesem kurzen Menschenleben Platz hatte, kann vielleicht

durch nichts besser versinnbildlicht werden als durch die Gegenüberstellung dieser beiden Schöpfungen.

Eine kleine Auswahl älterer **Übersetzungen von Schillers Werken** soll die Weltwirksamkeit veranschaulichen, die Schiller schon frühe beschieden war.

Den Drucken fügen sich an Stücke aus **Schillers Briefwechsel mit seinen Verlegern.** Voran steht der Briefwechsel mit Cotta. Er beginnt mit rein Geschäftlichem. Schiller sollte die Redaktion einer großen politischen Zeitung übernehmen: von Cottas Hand geschrieben, von Schiller unterzeichnet, liegt der „Contract über den Verlag einer Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung“ vor uns. Schiller ist jedoch zurückgetreten, wovon die hier liegenden Briefe Schillers und Cottas reden, und der Plan unter anderer Leitung erst später zur Ausführung gekommen. Es war die jetzige „Allgemeine Zeitung“, deren erster Leiter Schiller hätte werden sollen. Einen anderen Plan schob er an ihre Stelle, den der „Horen“, und von seiner Hand stammt der „Contract über die litterarische Monatsschrift, die Horen betitelt, welches unter der Aufsicht des Hofrats Schiller erscheinen soll“. In kurzem macht jedoch der rein geschäftliche Ton des Briefwechsels zwischen Schiller und Cotta dem einer sich stetig vertiefenden Freundschaft Platz. „Ich werde nichts bedauern, als daß ich mit Ihnen und ihm (Goethe) nicht mein Leben zubringen kann; man wird in solchem Umgang ein ganz anderer Mensch“ kann Cotta unter dem 3. Oktober 1797 schreiben, und als er Schiller am 16. Januar 1804 noch nachträglich Glück zum Neuen Jahre wünscht und dabei auf das Vergangene zurückblickt, ‚erfreut‘ ihn ‚unter so manchem Glück besonders dasjenige von Schillers Bekanntschaft und Freundschaft‘. Nach der Erhebung Schillers in den Adelsstand endlich drückt er in dem aufliegenden Brief vom 9. Dezember 1802 seine Wertung von Schillers Persönlichkeit mit den Worten aus, daß hier die „seltene Erscheinung“ stattfinde, „daß das Diplom durch den geadelt wird, dem es er-

teilt wurde“. Schiller hinwiederum schreibt am 29. Mai 1798: „Ich zweifle keinen Augenblick, daß unser Verhältnis, das anfangs bloß durch ein gemeinschaftliches äußeres Interesse veranlaßt wurde, und bei näherer Bekanntschaft eine so schöne und edle Wendung nahm, unzerstörbar bestehen wird. . . . jeder weiß, daß es der eine herzlich und schwäbisch bider mit dem andern meint und unser Vertrauen ist auf eine wechselseitige Hochschätzung gegründet: die höchste Sicherheit, deren ein menschliches Verhältnis bedarf.“ Hinweisen möchten wir auch noch auf einen Brief an Cotta vom 19. Februar 1799, der an einen der schönsten Züge im Leben des Menschen Schiller erinnert. In der Mannheimer Zeit hatte sich seine äußere Lage durch die Schuldenlast, die seit der Herausgabe der „Räuber“ auf ihm lag, so schlimm gestaltet, daß seine Ehre auf dem Spiele stand. Da hatte den von aller Welt verlassenen Dichter sein Mietsherr, der Baumeister Hölzel, dessen Frau sich auch um Schillers „verwaistes Weißzeug“ mütterlich annahm, aus seiner verzweifelten Lage gerettet. Die Kriegszeiten der neunziger Jahre hatten nun aber den Mann und seine Familie selbst aus dem früheren Wohlstand in die bitterste Armut gebracht. Da, in der äußersten Not, erinnerte sich Frau Hölzel des jungen Dichters, dem sie einst aus schlimmer Bedrängnis geholfen und der inzwischen ein berühmter Mann geworden war. Am 18. Februar 1799 erhielt Schiller ihren Brief und gleich am folgenden Tage schreibt er an Cotta und bittet ihn, Hölzel 5 Karolin zu übermachen. Die Leute „brauchen Hülfe, schnelle Hülfe“. Darum unterstreicht er, daß die Sendung „mit erster Post“ geschehen soll, und fügt hinzu: „Ich kann von Ihrem Herzen erwarten, daß Sie meinen Wunsch aufs baldigste erfüllen werden.“ Im September soll dieselbe Summe nochmals ausbezahlt werden. Schiller hatte „schlechterdings keine Anlage, undankbar zu sein“. — Ein Brief Cottas an Lotte vom 12. Mai 1805 nach dem Empfang der Nachricht von Schillers Tod und ein Schreiben Lottens vom 2. September 1806 bezeugen

die Fortdauer des schönen Verhältnisses über des Dichters Tod hinaus. — Stücke aus dem Briefwechsel mit Schwan, Göschen, Crusius, Unger vervollständigen das Bild, das uns Schillers Beziehungen zum zeitgenössischen Buchhandel darbietet. Besonders inhaltreich ist darunter der Brief an Schwan vom 2. Mai 1788, der sich über Schillers Stellung zu den Weimarer Größen und seinen Don Karlos verbreitet, ein Geschenk Seiner Majestät des Königs zum 9. Mai 1905. Daß der Briefwechsel mit den Buchhändlern auch manchen Einblick in des Dichters Arbeiten gewähren muß, erhellt schon aus dem zuletzt genannten Schreiben. Überraschend wird es aber gewiß für manchen Beschauer sein, ihn hier als einen Geschäftsmann kennen zu lernen, der auch auf „Nebensächliches", die Wahl des Papiers, der Stiche, der Schriftart und Schriftgröße ein scharfes Augenmerk hat.

Zwei weitere Abteilungen sind **Schillers Beziehungen zum Theater** gewidmet. Von selbst fällt der Theaterzettel und eine Zeitungsankündigung zu der Erstaufführung der „Räuber" in Mannheim in die Augen; um ihn gruppieren sich Briefe von Theaterdirektoren, besonders solche von dem früheren Mannheimer Schauspieler und späteren Direktor des Nationaltheaters in Berlin, Iffland, dann von Schröder und später Herzfeld in Hamburg und Opitz in Leipzig. Ihre Berichte über die Wirkung von Schillers Stücken veranschaulichen den unaufhaltsamen Siegeszug, mit dem diese sich eine Bühne um die andere eroberten. Sie sind „mit aller der Verehrung aufgenommen, die dem Genie gebührt", haben „allen die Freude und den Genuß reichlich gewährt, den wir davon erwartet haben" (Iffland, 8. Dezember 1798 und 26. Februar 1799), sind „mit dem lautesten und ungetheiltesten Beifall aufgenommen worden" (Herzfeld, 22. Dezember 1801). „Ich bin von diesem vortreflichen Stück so hingerissen und entzückt, daß ich mich zu schwach in Worten fühle, Ihnen meine Empfindungen darüber in ihrer ganzen Größe lebhaft vor Augen zu stellen" (Opitz, 1. August 1801). Wenn man

von diesen Äußerungen auch manches abzieht, was auf Rechnung eines überschwenglichen Theaterpathos kommen mag, so bleibt doch noch reichlich genug von echter Bewunderung übrig. Der Brief Schröders vom 30. Dezember 1786 und ein Brief des befreundeten Mannheimer Schauspielers Beck vom April desselben Jahres führen allerdings auch in die Zeiten zurück, in denen der Kampf um unbestrittene Anerkennnng noch nicht entschieden war.

Von aktuellem Interesse sind Theaterzettel und illustriertes Textbuch zu Tellaufführungen in Japan. Vom 1. bis 15. März 1905 haben sie im Mejiza-Theater, dem größten Theater Tokios, stattgefunden. Köstlich ist die durchgreifende Japanisierung aller Gestalten, die sich bis auf Schillers Gesichtszüge erstreckt.

Mit einer Auslese zeitgenössischer Kompositionen zu Schillers Werken und Stücken aus dem Briefwechsel mit Komponisten schließt die Ausstellung dieses Saales. Besonders zahlreich sind die Kompositionen zur Ode „An die Freude", ein Beweis für den Eindruck des Gedichts auf die damalige Welt. Dauernd gehalten haben sich von den ausgestellten Kompositionen nur zwei: Rombergs „Glocke" und des Schwaben Dr. jur. Christian Jakob Zahn Melodie zum „Reiterlied" aus „Wallensteins Lager". Der Druck, in dem letztere vorliegt, ist ein besonders seltenes Stück, einer der ersten Versuche der Notensteinschrift.

Ehe wir zum letzten Saale übergehen, werfen wir noch einen Blick auf den Glasschrank an der südlichen Wand, der neben einer Anzahl Schillerreliquien, wie die Uhr aus dem Elternhause Schillers, eine Tabatiere mit dem Bildnis des Koadjutors Dalberg, die Schiller von diesem erhielt, und kleinen Kunstwerken des Schillerkultus einen vergoldeten silbernen Lorbeerkranz enthält, den die Frauen und Jungfrauen Speyers zur Schillergedenkfeier 1905 ins Museum gestiftet haben.

Die Bücherschränke des Saales enthalten Ausgaben der Werke Schillers und die Literatur über Schiller. In denen

an der nördlichen Schmalwand sind die periodischen Schriften Schillers nnd die Cotta'schen Gesamtausgaben vereinigt, unter denen die erste von Körner in den Jahren 1812–1815 besorgte, die historisch-kritische von 1867—1876 und die neue „Säkularausgabe" besondere Hervorhebung verdienen.

Der dritte Saal bietet zuerst **Abbildungen zu Schillers Werken.** In die Volkstädter Zeit führt uns eine Zeichnung zu Schillers „Geisterseher" zurück, von der Hand des Prinzen Ludwig Friedrich von Schwarzburg. Sie stammt aus dem Greifensteiner Schillermuseum und schildert in humoristischer Auffassung die Szene, wie der Sizilianer dem Prinzen im Spiegel den Armenier zeigt. Von Christophinens Hand rühren her sieben Zeichnungen zum „Lied von der Glocke" und als größte Illustration zu diesem prangt in der Eingangsecke eine mit Schillerrelief gezierte, von der Glockengießerei Kurtz in Stuttgart gestiftete, stattliche Glocke. Eine große Zahl von Almanachen aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts bringt Kupfer zu Schillers Gedichten und Dramen, besonders von Chodowiecki, Ramberg und nach Zeichnungen Schnorrs von Karolsfeld. Von Chodowiecki stammt auch ein größeres — vor Schillers Drama entstandenes — Blatt zur Tellsage, die Szene nach dem Apfelschuß in packend realistischer Auffassung darstellend. Darum gruppieren sich Blätter aus den Bildnisfolgen von Ludwig Richter, Moritz Retzsch, Friedrich Pecht und Löffler.

Die **„Schwäbischen Dichter"**, deren Bildnisse von den Wänden dieses Saales herabgrüßen, zum Zeichen, daß er zu anderen Zeiten ihnen gewidmet ist, kommen sodann zum Wort über den größten ihres Stammes. Kaum einen einzigen unter ihnen gibt es, der nicht seinen Beitrag geliefert hätte. Dichtungen von Eduard Mörike, Friedrich Ritter, Graf Alexander von Württemberg, Julius Krais, Friedrich Notter, Gustav Schwab, Wilhelm Zimmermann und Karl Weitbrecht, Reden und Toaste von Ludwig Uhland, Friedrich Vischer, J. G. Fischer, Ludwig Bauer, Wolfgang Menzel und Karl

Gerok, „Schillers Heimatjahre“ von Hermann Kurz, Berthold Auerbachs und Paul Langs Erzählungen aus Schillers Leben, die Schillerwerke von Gustav Schwab, Johannes Scherr und Karl Weitbrecht zeugen laut von der Verehrung, mit der Schwabens Dichter sich vor ihrem Meister beugen.

Das Handschreiben Seiner Majestät des Königs vom 8. Mai 1895, das am Schlusse der ganzen Ausstellung vors Auge tritt, hat noch eine neue Bürgschaft geschaffen, daß Schillers Spuren im Schwabenlande nicht verwehen werden. König Wilhelm, der seit Jahren die Bestrebungen des Marbacher Schillervereins und das Wachstum der Sammlungen des Schillerhauses mit lebhaftem Interesse verfolgt hatte, erließ in diesem Schreiben die Aufforderung, den Marbacher Schillerverein zu einem „Schwäbischen Schillerverein“ umzubilden, dessen erste Aufgabe die Erbauung eines Schillerarchivs und -museums zur würdigen und sicheren Unterbringung der gesammelten Schätze sein sollte, „der aber überhaupt alles in den Kreis seiner Bestrebungen ziehen soll, was die Verbreitung der Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers, wie der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwicklung des deutschen Volkes hervorgebracht hat, in irgend einer Weise zu fördern vermag“. Denn „es dürfte gerade in der jetzigen Zeit für das deutsche Volk von großer Bedeutung sein, die Erbschaft des nationalen Dichters zu pflegen und damit die Erkenntnis von dem höheren Wert des idealen Besitzes unserer Nation zu kräftigen und zu beleben“. „Am 9. Mai 1905, von dem uns nur noch ein Jahrzehnt trennt, werden wir die hundertjährige Wiederkehr des Tages begehen, an dem Friedrich Schiller von dieser Erde geschieden ist. Möge die Feier das Schiller-Museum und -Archiv in Marbach, zu dessen Ausführung ich jetzt die Anregung geben wollte, vollendet und würdig des Dichters vorfinden — zu seiner Ehre und zur Ehre seiner schwäbischen Heimat!“ Und wie der König den Anstoß zu dem nun vollendeten Werk gegeben hat, hat er dem

Schwäbischen Schillerverein, als dessen erstes Mitglied er sich einzeichnete, durch Übernahme des Protektorats, durch den Besuch des Museums an Schillers Geburtstag 1903 und die Eröffnung dieser Schillerausstellung am 6. Mai 1905, beidemal zusammen mit ihrer Majestät der Königin, und durch wiederholte Stiftungen seine dauernde Huld bewiesen. Auch zum 9. Mai 1905 verdankt das Museum Seiner Majestät überaus wertvolle Gaben. Zu dem prächtigen Schillerbildnisse von Kügelgen gesellt sich eine große Sammlung kostbarer Handschriften aus der Schillerzeit, von denen einzelne, wie die Abänderungsvorschläge Schillers zu drei von Iffland für Berlin bedenklich gefundenen Stellen in „Wilhelm Tell", noch neben dem Allerhöchsten Handschreiben vom 8. Mai 1895 Platz gefunden haben.

Der, an den jenes Handschreiben gerichtet war, Stadtschultheiß Haffner von Marbach, hat die Vollendung des Werkes, dem er einen großen Teil seiner Zeit und Arbeitskraft in opferfreudigster Weise gewidmet hatte, nicht mehr erleben dürfen. Stadtgemeinde und Schillerverein von Marbach haben sein Andenken dadurch geehrt, daß sie auf den 9. Mai 1905 sein von Paul Huber in Stuttgart gemaltes Bildnis in das Museum gestiftet haben.

Noch eines anderen der Mitbegründer des Schwäbischen Schillervereins muß hier mit ganz besonderem Danke gedacht werden. Den Besuchern der Ausstellung wird unter den Stiftern von Handschriften und Bildnissen immer wieder ein Name begegnen, der des Herrn Geh. Kommerzienrat Dr. Kilian v. Steiner. Auch er ist dem Verein noch vor der großen Schillergedenkfeier entrissen worden, auf welche seine Gedanken schon bei der Gründung gerichtet waren.

Außer den zahlreichen anderen Stiftern, deren Namen beim Durchwandern der Ausstellung ins Auge fallen, fühlen wir uns verpflichtet, auch an dieser Stelle noch — gewiß zugleich im Namen aller Ausstellungsbesucher — allen denen unseren Dank auszusprechen, die in selbstlosester Weise zur Ergänzung unserer eigenen Sammlungen die in ihrem Be-

sitz befindlichen Schätze für die Ausstellung zur Verfügung gestellt und uns dadurch unserem Ziele näher gebracht haben, ein möglichst lebensfarbiges Bild der ganzen Schillerzeit zu geben.

Auch der Zweck dieses „Führers" will kein anderer sein. Nicht eine erschöpfende Aufzählung aller einzelnen Stücke dieser Ausstellung, welche zum ersten Male eine größere Anzahl der auf Schiller bezüglichen Handschriften und Bildnisse des Schillermuseums in systematisch geordneter Weise zur Schau bringt, will er darbieten. Was er möchte, ist das eine: die alten Bildnisse, die Handschriften und Bücher lebendig machen, daß sie selber zu reden beginnen: von dem Mutterboden, aus dem der Dichter emporgewachsen, von dem Werden seiner großen Persönlichkeit, von dem stetig fortschreitenden Reifen seiner Arbeit, von seinem Platz unter den Zeitgenossen, von seiner Wirkung auf sie und auf die Nachwelt. Nur als ein allgemeiner Überblick sei hier bemerkt, daß die Schillerausstellung umfaßt rund

130 Originalbildnisse und Originalzeichnungen,
250 Stiche, Lithographien, Photographien und andere Nachbildungen,
60 Medaillen und Plaketten,
265 Handschriften,
150 Drucke.

Zum Schluß sei ein Verzeichnis derer beigefügt, denen wir die Überlassung von Bildnissen oder Handschriften über die Dauer der Ausstellung verdanken:

Die K. Bibliothek in Kopenhagen.
Herr Verlagsbuchhändler Alfred Bonz in Stuttgart.
Herr Garnisonpfarrer K. Conz in Ludwigsburg.
Freifrau Amalie Cotta v. Cottendorf in Stuttgart.
Archiv der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (W. Braun) in Marburg.

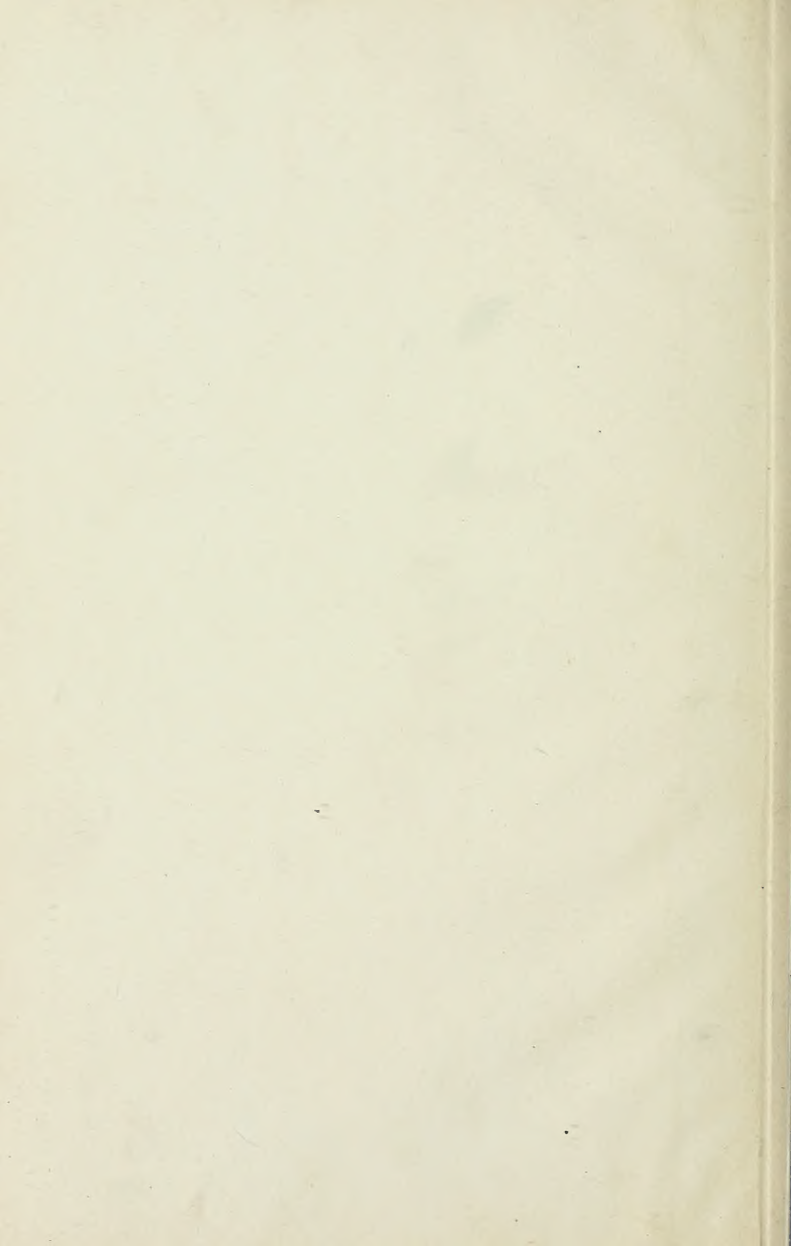
Freiherr Alexander v. Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greifenstein.
Frau Direktor Thekla Großmann in Triest.
Frau Rektor und Herr Amtmann Hory in Tübingen.
Herr Hofdekorationsmaler Gustav Kämmerer in Stuttgart.
Frau Amalie Kießling-Krieger in Möckmühl.
Herr Hofrat A. Klinckerfuß in Stuttgart.
Herr Hofjuwelier Louis Koch in Frankfurt a. M.
Freiin Elise v. König-Warthausen in Stuttgart.
Frau Maria Künzel in Heilbronn.
Die Kupferstichsammlung weil. S. M. des Königs Friedrich August II. von Sachsen.
Frau Elise Merkel in Eßlingen.
Frl. E. u. A. Mohr in Stuttgart.
Herr Oberforstrat Wilhelm Pfizenmaier in Ulm.
Freifrau L. v. Reibnitz auf Geisseln.
Frl. Mathilde Reichenbach in Stuttgart.
Freifrau Mathilde v. Schiller in Stuttgart.
Herr Oberbaurat Freiherr Karl v. Seeger in Stuttgart.
Herr Geh. Kommerzienrat Wilhelm Spemann in Stuttgart.
Frau Geh. Kommerzienrat Dr. v. Steiner in Stuttgart.
Frl. Emilie Stierlin in Stuttgart.
Frau Hofrat Marie Suchier in Freiburg i. Br.
Frau Baudirektor Fanny v. Tritschler in Stuttgart.
Herr Verlagsbuchhändler Arthur Werlitz in Stuttgart.
Frau Kanzleirat Pauline Zeller in Stuttgart.
Herr Adolf Zumsteeg in Stuttgart.











For use in
the Library
ONLY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 27 03 001 9